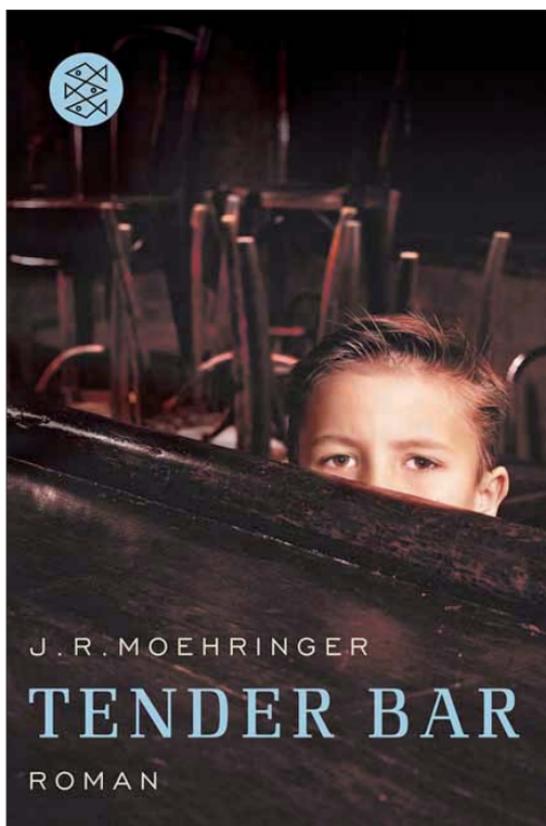


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

J.R. Moehringer

Tender Bar

Roman



Preis € (D) 9,95 SFR 18,60 (UVP)

464 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-17615-1

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

prolog | EINER VON VIELEN

Wir gingen hin, weil wir dort alles bekamen. Wir gingen hin, wenn wir Durst hatten, versteht sich, aber auch wenn wir hungrig waren oder hundemüde. Wenn wir glücklich waren, gingen wir hin, um zu feiern, wenn wir traurig waren, um Trübsal zu blasen. Nach Hochzeiten und Begräbnissen gingen wir hin, um unsere Nerven zu beruhigen, und vorher, um uns schnell Mut anzutrinken. Wir gingen hin, wenn wir nicht wussten, was wir brauchten, in der Hoffnung, jemand könnte es uns sagen. Wir gingen hin, wenn wir Liebe suchten oder Sex oder Ärger oder wenn jemand verschwunden war, denn früher oder später tauchte dort jeder auf. Vor allem aber gingen wir hin, um uns finden zu lassen.

Die Liste meiner persönlichen Nöte war lang. Als vom Vater verlassenes Einzelkind brauchte ich eine Familie, ein Zuhause und Männer. Vor allem Männer. Ich brauchte Männer als Mentoren, Helden, Vorbildfiguren und als Gegengewicht zu meiner Mutter, Großmutter, Tante und fünf Cousinen, mit denen ich zusammenlebte. Die Bar verhalf mir zu all den Männern, die ich brauchte, und auch zu einem oder zwei, auf die ich gut hätte verzichten können.

Die Bar rettete mich, lange bevor ich offiziell trinken durfte. Sie gab mir meinen Glauben zurück, als ich ein Junge war, hütete mich als Teenager, und als junger Mann nahm sie sich meiner an. Und obwohl ich fürchte, dass wir uns zu dem hingezogen fühlen, was uns verlässt oder was uns höchstwahrscheinlich verlassen wird, bin ich letztlich überzeugt, dass wir von dem geprägt werden, was zu uns steht. Natürlich stand auch ich zu der Bar, bis sie mich eines Abends abwies, und durch diesen endgültigen Verzicht rettete sie mir das Leben.

An jener Ecke war schon immer eine Bar mit dem einen oder anderen Namen, seit dem Anfang der Zeit oder dem Ende der Prohibition, das lief aufs Gleiche hinaus in meiner schwer trinkenden Heimatstadt – Manhasset auf Long Island. In den 1930ern war die Bar ein Zwischenstopp für Filmstars, die unterwegs waren zu ihren nahe gelegenen Jachtclubs und schicken Feriendomizilen. In den 1940ern war sie ein Hafen für aus dem Krieg heimkehrende Soldaten. In den 1950ern ein Lokal für Halbstarke und ihre Freundinnen in Petticoats. Aber zu einem Wahrzeichen, einem Flecken heiliger Erde wurde die Bar erst 1970, als Steve den Laden kaufte und in Dickens umbenannte. Über den Eingang hing ein Schattenbild von Charles Dickens, darunter schrieb er in altenglischer Schrift: ■■■ . Eine derart krasse Zurschaustellung von Englandfreundlichkeit passte nicht jedem Kevin Flynn und Michael Gallagher in Manhasset. Sie nahmen es nur hin, weil ihnen Steves Grundregel der Bar sehr entgegenkam: Jedes dritte Getränk umsonst. Hilfreich war außerdem, dass Steve sieben oder acht Mitglieder des O'Malley-Clans als Hilfskellner beschäftigte und er sich große Mühe gab, das Dickens so aussehen zu lassen, als wäre jeder Stein aus dem County Donegal hierher transportiert worden.

Steve wollte seiner Bar den Anstrich einer europäischen Gaststätte vermitteln, sie aber im Kern amerikanisch belassen, ein grundehrliches Haus für die Öffentlichkeit. Seine Öffentlichkeit. Im Herzen von Manhasset, einer idyllischen Vorstadt mit achttausend Einwohnern, siebenundzwanzig Kilometer südöstlich von Manhattan gelegen, wollte Steve einen Ort der Geborgenheit schaffen, an dem seine Nachbarn, Freunde, Mittrinker und vor allem seine Kumpel von der Highschool, die aus Vietnam zurückkehrten, ein Gefühl von Sicherheit und Heimkehr genießen konnten. Bei jeder Geschäftsidee vertraute Steve auf Erfolg – Vertrauen war seine angenehmste Eigenschaft und seine tragische Schwäche –, doch das Dickens übertraf seine kühnsten Erwartungen. In Manhasset galt Steves Bar bald als *die* Bar. So wie wir New York »die City« nannten und die Wall Street »die Street«, sagten wir immer »die Bar«, und es gab nie den geringsten Zweifel, welche Bar wir meinten. Dann wurde das Dickens unmerklich etwas mehr als nur die Bar. Es wurde *der* Ort, die bevorzugte Herberge in allen Stürmen des Lebens. Als 1979 der Atomreaktor auf

Three Mile Island schmolz und die Angst vor einer Apokalypse den Nordosten erfasste, riefen viele Einwohner Manhasset bei Steve an, um sich einen Platz im luftdichten Keller unter seiner Bar zu reservieren. Natürlich hatten alle ihren eigenen Keller. Doch das Dickens war einfach etwas Besonderes. Sobald ein Jüngstes Gericht drohte, dachten die Leute zuerst an die Bar.

Neben einem Ort der Geborgenheit lieferte Steve auch abendliche Lektionen in Demokratie und demonstrierte die Gleichheit vor dem Alkohol. Stand man in der Mitte der Bar, konnte man sehen, wie Männer und Frauen aus allen gesellschaftlichen Schichten einander belehrten und beschimpften. Man konnte hören, wie der ärmste Schlucker der Stadt mit dem Präsidenten der New Yorker Börse über »Marktunbeständigkeit« diskutierte. Oder wie die Bibliothekarin aus dem Ort einem New York Yankee, der es in die Hall of Fame geschafft hatte, die richtige Haltung des Schlägers erklärte. Man konnte einen debilen Portier etwas derart Bizarres sagen hören, dass ein gescheiter Professor es sich rasch auf eine Serviette notierte und einsteckte. Man hörte Barkeeper wie Philosophenkönige parlieren, während sie zwischendurch Wetten abschlossen und Pink Squirrels mixten.

Für Steve war die Bar an der Ecke der egalitärste aller amerikanischen Sammelpunkte, und er wusste, Amerikaner verehrten seit jeher ihre Bars, Saloons, Tavernen und »Kneipen« – eines seiner Lieblingsworte. Er wusste, wie wichtig Amerikanern ihre Bars waren und dass sie hingingen, weil sie dort von Glanz bis Schutz alles bekamen, vor allem aber, weil sie dort die Geißel des modernen Lebens loswurden – die Einsamkeit. Er wusste nicht, dass die Puritaner bei ihrer Ankunft in der Neuen Welt noch ehe sie eine Kirche bauten, eine Bar bauten. Er wusste nicht, dass die amerikanischen Bars direkt von den mittelalterlichen Wirtshäusern in Chaucers *Canterbury Tales* abstammen, die von den angelsächsischen Bierschänken abstammten, die wiederum von den *tabernae* an den Straßen des alten Roms abstammten. Der Stammbaum von Steves Bar reichte bis zu den bemalten Höhlen in Westeuropa zurück, in denen Steinzeitmenschen vor fast fünfzehntausend Jahren ihre Söhne und Töchter in die Stammessitten einführten. Obwohl Steve all diese Fakten nicht kannte, hatte er sie irgendwie im Blut und setzte sie bei allem ein,

was er machte. Mehr als die meisten Männer schätzte Steve die Bedeutung eines Ortes, und auf dem Eckpfeiler dieses Prinzips gelang es ihm, eine Bar zu bauen, die auf eine so eigenwillige, raffinierte und wunderbare Weise mit ihren Gästen im Einklang stand, dass ihr Ruf weit über Manhasset hinausging.

Meine Heimatstadt war für zwei Dinge bekannt: Lacrosse und Alkohol. Jahrein, jahraus produzierte Manhasset unverhältnismäßig viele herausragende Lacrosse-Spieler und eine noch größere Anzahl aufgeschwemmter Lebern. Einigen Leuten war Manhasset auch als Hintergrund für *Der große Gatsby* bekannt. Während F. Scott Fitzgerald Teile seines Meisterwerks schrieb, saß er auf einer luftigen Veranda in Great Neck und blickte über die Manhasset Bay auf unsere Stadt, die in seinem Buch zum erfundenen East Egg wurde, eine historische Auszeichnung, die unserer Bowlingbahn und Pizzeria eine gewisse archäologische Großartigkeit verlieh. Jeden Tag schlenderten wir durch Fitzgeralds verlassenes Bühnenbild. Zwischen seinen Ruinen hatten wir unsere Stelldicheins. Es war ein Hochgefühl – eine Ehre. Doch genau wie Steves Bar war auch das nur ein Nebenschauplatz von Manhassetts berüchtigtem Hang zum Trinken. Wer Manhasset kannte, verstand genau, warum der Alkohol Fitzgeralds Roman durchdrang wie der Mississippi ein Überschwemmungsgebiet. Männer und Frauen, die wilde Partys gaben und tranken, bis sie umfielen oder jemanden mit dem Auto überfuhren? Für uns klang das wie ein typischer Abend in Manhasset.

Manhasset, Sitz des größten Spirituosengeschäfts im Staat New York, war die einzige Stadt auf Long Island, nach der ein Cocktail benannt wurde (ein Manhasset ist ein Manhattan, nur mit mehr Alkohol). Die vierhundert Meter lange Hauptader, Plandome Road, war die Traumstraße eines jeden Trinkers, denn hier reihte sich Bar an Bar. Viele in Manhasset verglichen die Plandome Road mit einer mythischen Landstraße in Irland, einer sich sanft schlängelnden Prozession von Männern und Frauen, die von Whiskey und guter Laune nur so strotzte. Die Bars an der Plandome Road waren so zahlreich wie die Sterne auf dem Walk of Fame in Hollywood, und darauf hielten wir uns stur und exaltiert etwas zugute. Setzte ein Wirt seine Bar an der Plandome Road in Brand, um die Versicherungssumme zu kassieren, stöberte ihn die Polizei in ei-

ner anderen Bar an der Plandome Road auf und sagte, er werde zum Verhör gesucht. Der Mann legte eine Hand aufs Herz wie ein Priester, den man bezichtigt, ein Kreuz verbrannt zu haben, und fragte: »Wie könnte ich, wie könnte überhaupt jemand auch nur auf die Idee kommen, eine Bar niederzubrennen?«

Die seltsame Aufteilung in Oberschicht und Arbeiterklasse sowie die ethnische Mischung von Iren und Italienern plus einem exklusiven Zirkel einiger der reichsten Familien in den Vereinigten Staaten, erschwerte es Manhasset seit jeher, sich selbst zu charakterisieren. Es war eine Stadt, in der sich Knirpse mit schmutzigen Gesichtern am Memorial Field trafen – um »Fahrrad-Polo« zu spielen; in der sich Nachbarn hinter ihren manikürten Hecken voreinander verschanzten – und dennoch die Geschichten und Marotten des anderen genau verfolgten; in der alle bei Sonnenaufgang mit dem Zug nach Manhattan fuhren – aber niemand wirklich für immer ging, außer im Sarg. Obwohl Manhasset das Flair einer kleinen Farmergemeinde verströmte, und obwohl von Immobilienmaklern als Schlafgemeinde bezeichnet, sahen wir uns immer als Bargemeinschaft. Die Bars schenkten uns Identität und Schnittpunkte. In Steves Bar hielten die Little League, die Softballmannschaft, der Bowlingclub und die Junior League nicht nur ihre Treffen ab, sie begegneten sich dort auch oft am selben Abend.

Brass Pony, Gay Dome, Lamplight, Kilmead's, Joan and Ed's, Popping Cork, 1680 House, Jaunting Car, The Scratch – wir kannten die Namen der Bars in Manhasset besser als die Namen der Hauptstraßen und Gründerfamilien. Mit der Lebensdauer von Bars verhielt es sich ähnlich wie mit Dynastien: An ihnen lasen wir die Zeit ab und fanden großen Trost in der Gewissheit, dass sich immer, wenn eine schloss, der Vorhang vor einer anderen auftat. Meine Großmutter erzählte mir, Manhasset gehöre zu den Orten, in denen die Worte einer alten Frau als Tatsache galten – nämlich dass, wer zu Hause trank, ein Alkoholiker sei. Solange man in der Öffentlichkeit trank und nicht heimlich, war man kein Trinker. Deshalb die Bars. Jede Menge Bars.

Natürlich waren viele Bars in Manhasset – wie andernorts auch – üble Spelunken voller Betrunkener, die sich in Selbstmitleid suhlten. Einen solchen Laden lehnte Steve ab. Seine Bar sollte außergewöhnlich sein.

Ihm schwebte eine Bar vor, die sich aus den mannigfaltigen Persönlichkeiten Manhassets rekrutierte. Einmal gemütlicher Pub, dann wieder verrückter Club nach Feierabend. Am frühen Abend ein Familienrestaurant, spät nachts eine verruchte Taverne, in der Männer und Frauen Lügen erzählten und bis zum Umfallen tranken. Für Steve sollte das Dickens ein Gegenpol zu der Welt draußen sein, das war sein Credo. Kühl in den Hundstagen, warm vom ersten Frost bis in den Frühling. Seine Bar sollte sauber und gut beleuchtet sein, wie das Wohnzimmer jener Bilderbuchfamilie, von der wir alle glauben, es gäbe sie, was aber nicht stimmt und niemals gestimmt hat. Im Dickens sollte sich jeder als etwas Besonderes fühlen, doch hervorstechen sollte niemand. Meine liebste Geschichte über die Bar handelte von einem Mann, der sich nach dem Ausbruch aus einer nahe gelegenen Nervenklinik ins Dickens verirrte. Keiner sah den Mann schief an. Keiner fragte ihn, wer er sei, warum er einen Schlafanzug trage oder warum seine Augen so wild funkelten. Die Leute in der Bar nahmen ihn in ihrem Kreis auf, erzählten ihm lustige Geschichten und spendierten ihm den ganzen Tag Drinks. Der arme Mann wurde erst und nur deshalb zum Gehen aufgefordert, als er plötzlich und ohne ersichtlichen Grund seine Hose fallen ließ. Und selbst dann schalteten ihn die Barkeeper nur milde mit ihrem gewohnten Verweis: »Hören Sie – *das* geht aber nun wirklich nicht!«

Wie Liebesbeziehungen gründen sich Bars auf eine empfindliche Mischung von Zeitpunkt, Chemie, Beleuchtung, Glück und – vielleicht am wichtigsten – Großzügigkeit. Steve erklärte von Anfang an, im Dickens dürfe niemand schlecht behandelt werden. Seine zarten Burger waren sieben Zentimeter dick und aus bestem Rindfleisch, die Sperrstunde war bei ihm verhandelbar, egal was das Gesetz vorschrieb, und seine Barmänner schenkten immer sehr – wirklich sehr – großzügig ein. Ein normaler Drink im Dickens wäre anderswo ein Doppelter gewesen. Nach einem Doppelten schielte man. Und ein Dreifacher zog einem die Schuhe aus, glaubte man meinem Onkel Charlie, dem jüngeren Bruder meiner Mutter und allerersten Barmixer, den Steve einstellte.

Als echter Sohn von Manhasset glaubte Steve an Alkohol. Alles was er war, verdankte er dem Alkohol. Steves Vater, ein Heineken-Vertreiber, war früh gestorben und hatte ihm ein kleines Vermögen hinterlassen, als

er noch ein Junge war. Steves Tochter hieß Brandy, sein Rennboot *Dipso-
manie* und sein Gesicht leuchtete nach Jahren homerischen Trinkens in
einem verräterischen Scharlachrot. Er selbst verstand sich als Rattenfän-
ger des Alkohols, und die betrunkenen Bewohner von Manhasset folg-
ten ihm blind. Im Laufe der Jahre erschloss er sich eine fanatische Ge-
meinde, eine Legion glühender Verehrer. Steve war Kult.

Jeder hat einen heiligen Ort, eine Zufluchtsstätte, wo sein Herz reiner
und der Verstand klarer ist, wo er sich Gott, der Liebe, der Wahrheit oder
dem, was er anbetet, näher fühlt. Mein heiliger Ort war Steves Bar – mit
allen Vor- und Nachteilen. Und weil ich sie in meiner Jugend entdeckte,
war sie mir umso heiliger und ihr Bild von jener besonderen Ehrfurcht
getrübt, die Kinder Orten zugestehen, an denen sie sich geborgen fühlen.
Andere hegen solche Gefühle vielleicht für ein Klassenzimmer oder einen
Spielplatz, für ein Theater oder eine Kirche, für ein Labor, eine Biblio-
thek oder ein Stadion. Vielleicht sogar für ein Zuhause. Für mich jedoch
hatte keiner dieser Orte eine Bedeutung. Wir erhöhen das, was wir haben.
Wäre ich an einem Fluss oder am Meer groß geworden, an einer natürli-
chen Straße der Selbstentdeckung und Flucht, hätte ich vielleicht sie my-
thologisiert. Aber ich wuchs 142 Schritte entfernt von einer einzigartigen
alten amerikanischen Taverne auf, und das gab den Ausschlag.

Natürlich verbrachte ich nicht jede Minute in der Bar. Ich zog in die
Welt, arbeitete und versagte, verliebte mich, spielte den Idioten, ließ
mir das Herz brechen und meine Grenzen testen. Doch Steves Bar ist es
zu verdanken, dass ich jede Feuerprobe so empfand, als wäre sie mit der
vorherigen und mit der nächsten verbunden, und genauso erging es
mir mit jedem Menschen, den ich kennen lernte. In den ersten fünfund-
zwanzig Jahren meines Lebens wurde ich von jedem, den ich kannte, in
die Bar geschickt, zur Bar gefahren, zur Bar begleitet, aus der Bar getet-
tet oder jemand war in der Bar, wenn ich ankam, so als hätte er seit
meiner Geburt auf mich gewartet. Zu dieser letzten Gruppe gehörten
Steve und die Männer.

Früher sagte ich oft, in Steves Bar hätte ich die Väter gefunden, die ich
brauchte, aber das stimmte nicht ganz. Irgendwann wurde die Bar selbst
mein Vater, und die vielen Männer in ihr verschmolzen zu einem gewalt-
tätigen männlichen Auge, das mir über die Schulter blickte und mir die

nötige Alternative zu meiner Mutter bot, das Y-Chromosom zu ihrem X. Meine Mutter wusste nicht, dass sie mit den Männern in der Bar rivalisierte, und die Männer wussten nicht, dass meine Mutter ihre Konkurrenz war. Sie setzten voraus, dass sie auf der gleichen Seite standen, weil sie alle eine überholte Vorstellung von Männlichkeit pflegten. Meine Mutter und die Männer hielten es für eine Kunst, ein guter Mann, und eine Tragödie, ein schlechter Mann zu sein – für die Welt ebenso wie für jeden, der von dem fraglichen Mann abhängt. Mit diesem Gedanken machte mich zuerst meine Mutter bekannt, doch im Dickens sah ich ihn Tag für Tag bestätigt. In Steves Bar tauchten auch alle möglichen Frauen auf, eine fantastische Vielzahl, doch als Junge nahm ich nur das unglaubliche Sammelsurium von guten und schlechten Männern wahr. Während ich mich ungehemmt unter dieser Bruderschaft von Alphas bewegte und den Geschichten der Soldaten und Baseballspieler, Dichter und Polizisten, Millionäre und Buchmacher, Schauspieler und Schwindler lauschte, hörte ich sie immer wieder sagen, dass die Unterschiede zwischen ihnen groß, die Gründe jedoch, weshalb sie so unterschiedlich geworden waren, nur geringfügig seien.

Eine Lektion, eine Geste, eine Geschichte, eine Philosophie, eine Haltung – ich nahm von jedem Mann in Steves Bar etwas mit. Ich war ein Meister im »Identitätsdiebstahl«, was damals noch ein harmloses Vergehen war. Ich wurde sarkastisch wie Cager, melodramatisch wie Onkel Charlie, ein Grobian wie Joey D. Ich wollte solide sein wie Bob the Cop, cool wie Colt, und meine Wut rechtfertigte ich, indem ich mir einredete, sie sei auch nicht schlimmer als der selbstgerechte Zorn eines Smelly. Irgendwann wandte ich alles, was ich im Dickens gelernt hatte, bei Leuten an, die mir außerhalb der Bar begegneten – bei Freunden, Geliebten, Eltern, Vorgesetzten und sogar Fremden. Die Bar förderte in mir die Angewohnheit, in jedem Menschen, der mir über den Weg lief, einen Mentor oder eine Persönlichkeit zu sehen, und ich halte es der Bar zugute und werfe ihr zugleich vor, dass ich von allen ein Spiegelbild oder eine Brechung wurde.

Die Stammgäste in Steves Bar mochten Metaphern. Ein alter Bourbon-Trinker erklärte mir, im Leben eines Mannes drehe sich alles um Berge und Höhlen – Berge müssen wir erklimmen, und in Höhlen ver-

stecken wir uns, wenn wir den Bergen nicht gewachsen sind. Für mich war die Bar beides. Meine opulente Höhle, mein gefährlicher Berg. Und die Männer, in ihrem Innersten zwar Höhlenmenschen, waren meine Sherpas. Ich liebte sie sehr, und ich glaube, das wussten sie. Sie hatten schon alles erlebt – Krieg und Liebe, Ruhm und Schande, Reichtum und Ruin – aber ich glaube nicht, dass ihnen jemals ein Junge begegnet war, der sie mit derart leuchtenden Augen ansah und vergötterte. Meine Hingabe war etwas Neues für sie, und ich nehme an, darum liebten sie mich auf ihre Art, was vermutlich auch der Grund war, weshalb sie mich, als ich elf war, entführten. Aber jetzt kann ich förmlich ihre Stimmen hören. *Halt, Kleiner, du greifst vor.*

Steve hätte es mich so ausdrücken lassen: Ich verliebte mich in seine Bar, und meine Liebe wurde erwidert, und diese Romanze formte alle meine anderen. Als ich im zarten Knabenalter im Dickens stand, kam ich zu dem Schluss, das Leben sei eine Abfolge von Romanzen, und jede neue Romanze eine Reaktion auf eine vorherige. Doch ich war nur einer von vielen Romantikern in Steves Bar, der zu diesem Schluss gelangte und an eine Kettenreaktion der Liebe glaubte. Dieser Glaube und die Bar verbanden uns. Aus diesem Grund ist meine Geschichte nur ein Faden in dem Strang, der alle unsere Liebesgeschichten miteinander verflicht.